

II. 29.

Elmar Steinborn

Freiburg

Der verletzte Soldat im Höllental war der Bruder

*Nach der Invasion in der Normandie glaubt auch der Elfjährige nicht mehr an den Sieg. Dennoch tritt er Woche für Woche mit dem „Fähnlein 7“ auf dem **Freiburger** Messplatz an. Mutter hängt nie die Hakenkreuzflagge raus. 17-jähriger Bruder wird als Flakhelfer rekrutiert, Elmar soll ins **Elsass** Sanddornbeeren pflücken. Die Mutter verhindert dies. So wird der Elfjährige im Immental Kabelschächte für Fernmeldekabel ausheben und als Luftschutzmelder im Hirzbergbunker arbeiten. Beim Luftangriff auf Freiburg am 27.11.44 wird das Elternhaus in der Oberwiehre verschont. Beim Gang durch die zerstörte Innenstadt wird er fast von einer einstürzenden Hauswand verschüttet. Sechs Tage nach dem Luftangriff laden einzelne Jabos ihre Bombelast entlang der Dreisam ab. Ihr Haus wird „durchgepustet“: Türen und Fenster kaputt. Schon wegen des nur fünf Wochen alten Neffen war ein Bleiben nicht länger möglich. Über **Donaueschingen**, wo der Vater stationiert ist, geht es mit dem Zug zum **Bodensee**, wo die Familie auseinander gerissen wird: Mutter und Schwester zu Verwandten nach **Frickingen**, er mit seinem Bruder nach **Lippertsreute** auf einen Bauernhof. Gegen Heimweh hilft die Weißrussin Wasja, die beim Abschied weint. Auch die Lehrerin aus **Freiburg** ist unter den Evakuierten. Anfang 1945 wird der Bruder zur Wehrmacht einberufen: wenige Tage vor Kriegsende Gesichtsdurchschuss bei Dornbirn. Abziehende SS verstärkt noch die Panzersperre am Ortseingang, worauf die sich nähernden französischen Panzer auf das Dorf schießen. Pfarrer Eugen Walter (später in Freiburg) geht ihnen mit weißer Fahne entgegen. Einquartierungen, keine Übergriffe. Mit einem Molkereifahrzeug geht es am 6.6.45 wieder nach Hause. Haus abdichten ohne Männer: Vater, Schwager, Bruder in Gefangenschaft. Bekommt Arbeit und Essen bei Lebensmittelgeschäft. Schwester auf Hamstertour an den Bodensee, auf der Rückfahrt entdeckt sie im **Höllental** einen verletzten jungen Mann: ihr Bruder. Auch ihr Mann und der Vater kommen aus der Gefangenschaft zurück. Erinnerungen, niedergeschrieben im Februar 2005.*

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie war auch mir klar geworden, dass der Krieg bald zu Ende gehen würde. Selbst ein elfjähriger Junge glaubte die Siegesparolen nicht mehr. Trotzdem bin ich unerschrocken Woche für Woche mit meiner Hitlerjugend-Uniform beim „Fähnlein 7“ auf dem Freiburger Messplatz angetreten. Und meine Mutter - nie ein Freundin der Nazis - hat sich weiterhin geweigert, an NS-Festtagen die Hakenkreuzfahne aufzuhängen, woraufhin stets am Morgen ein SA-Mann auftauchte, um die Fahne selbst aufzuhängen - meiner Mutter war sie angeblich zu schwer.

Inzwischen wurden Kinder und Jugendliche zu Aufgaben herangezogen, denen sie altersmäßig nicht gewachsen waren. Mein 17-jähriger Bruder wurde als Flakhelfer rekrutiert. Ich sollte in den Vogesen Sanddornbeeren pflücken, was meine Mutter aber verhinderte. Stattdessen musste ich im Immental entlang der Straße Kabelschächte für Fernmeldekabel ausheben. Außerdem war ich als Luftschutzmelder eingeteilt und musste mich - mit entsprechendem Ausweis ausgerüstet - bei jedem Fliegeralarm im Hirzbergbunker, Eingang Kartaus, einfinden, um im Ernstfall wichtige Nachrichten persönlich weiterzuleiten. Dort befand sich auch jener berühmte Wecker, dessen Ticken bei Fliegeralarm zwischen den Luftlagemeldungen im Rundfunk zu hören war.

Dass es ernst werden könnte, zeichnete sich bereits am 26. November 1944, also einen Tag vor dem großen Luftangriff auf Freiburg, ab. Wiederholt gab es Fliegeralarm. So hat Pfarrer Hausch die Taufe meines vier Wochen alten Neffen aus Sicherheitsgründen von der Maria-Hilf-Kirche in die etwas außerhalb gelegene Kapelle St. Carolus verlegt.

Der Luftangriff selbst überraschte mich beim Skatspiel mit Freunden im Nachbarhaus. Glücklicherweise blieben unsere Häuser in der Oberwiehre vom Bombenhagel verschont - zunächst. Diese 20 Minuten Angst hinderten mich natürlich daran, als Luftschutzmelder zum Hirzbergbunker zu gehen. Mein Pflichtbewusstsein beruhigte ich mit dem Hinweis: Es war ja nur Voralarm, kein Fliegeralarm.

Drei Tage nach dem Angriff wagten mein Bruder und ich uns in die Innenstadt, um zu sehen, was von unserem schönen Freiburg noch übrig geblieben war. Viel war es nicht. Das Münster: ja, Gott Dank! Aber sonst. Wir kletterten gerade über die Trümmer Richtung Fahnenbergplatz, vor uns ein Trupp Soldaten, als plötzlich mit lautem Krach ein Blindgänger explodierte und uns eine hohe Häuserfassade entgegen schleuderte. Wir machten kehrt und rannten davon, dabei wurde ich von einem Stein am Fuß getroffen. Aber ich konnte noch gehen. Nach den Soldaten, die ja noch näher am Explosionsort waren, haben wir uns nicht mehr umgedreht. Wir sind aus der Stadt geflohen, über den Schlossberg nach Hause in die Oberwiehre.

Der Krieg war uns also ein Stück näher gerückt. Noch näher kam er uns wenige Tage danach. Es war Sonntag, sechs Tage nach dem Luftangriff. Auf dem Kohleherd stand das Mittagessen, erstmals auch wieder etwas Fleisch im Topf. Plötzlich hörten wir ein entsetzliches Krachen erster Bombeneinschläge, und das drohende Rauschen ließ weitere Bomben erwarten.

Wir rannten in den Keller, voran der Stubenwagen mit meinem nun fünf Wochen alten Neffen. Da erzitterte schon das ganze Haus, und uns flogen Trümmer und Glasscherben um die Ohren. Ich hatte noch einen Krug mit meiner Erstkommunionkerze in der Hand - Licht gab es ja nicht -, da wurde ich vom Luftdruck die Kellertreppe hinab geschleudert. Danach war es mäuschenstill.

„Wir sind verschüttet“, war meine erste Reaktion. Aber eigentlich war eher das Gegenteil der Fall: Das Haus war sozusagen „durchgepusetet“, Fenster und Türen herausgeflogen, das Dach abgedeckt. Alles war bedeckt mit Schutt und Scherben, auch unser Fleisch im Topf war mit einer dicken Schicht Deckenverputz zugedeckt. Einzelne Jagdbomber hatten ihre Bombenlast über der Oberwiehre entlang der Dreisam abgeladen.

Eine Sprengbombe fiel in unseren Garten, genau an die Stelle, an der wir mit Nachbarskindern begonnen hatten, einen bombensplittersicheren Graben auszuheben. Dort klaffte jetzt ein riesiger Bombentrichter. Das Haus meines Schullehrers in der Nähe hatte einen Volltreffer abbekommen, ebenso der Eingang des Hirzbergbunkers, in dem ich mich so oft als Luftschutzmelder aufgehalten hatte.

Ein Verbleiben in unserem stark beschädigten Haus war nicht möglich, schon gar nicht mit einem fünf Wochen alten Säugling. Wohl noch unter Schock haben wir ein paar Habseligkeiten zusammen-

gepackt, haben das Haus notdürftig gesichert (die Hauseingangstür war aus den Angeln gehoben, wir haben sie mit einem Wäscheseil zugebunden), haben Nachbarn gebeten, so gut es geht, auf das Haus aufzupassen und sind buchstäblich geflüchtet.

Ziel waren angeheiratete Verwandte meiner Schwester am Bodensee. So sind wir, wie viele andere, mit unserem Gepäck auf der Schwarzwaldstraße Richtung Ebnet gezogen, immer auf der Suche nach einer Transportmöglichkeit - nur weg aus Freiburg! Weiter als bis nach Ebnet sind wir an diesem Tag freilich nicht gekommen. Im Gasthaus „Ruh“ haben wir mit vielen anderen die Nacht auf dem Boden des Gastraums „verbracht“. Es war eine schreckliche Nacht.

Endlich am anderen Morgen haben wir dank unseres Säuglings eine Mitfahrgelegenheit auf der überfüllten offenen Pritsche eines Lastwagens gefunden. Der brachte uns im Schneegestöber bis Donaueschingen, wo mein Vater als Soldat stationiert war. Mit der Bahn gelang uns dann die Weiterfahrt zum Bodensee.

Enttäuscht waren wir, dass dort die Familie auseinander gerissen wurde. Meine Mutter und meine Schwester mit dem Kleinkind kamen in Frickingen, unweit von Überlingen, in einer Molkerei unter. Mein Bruder und ich wurden im drei Kilometer entfernten Lippertsreute in einem stillgelegten Gasthaus mit Brauerei einquartiert. Unsere Wirtsleute waren zwar alles Verwandte, aber zunächst eben doch Fremde. Aber wir haben uns rasch eingelebt und mit den Kindern angefreundet.

Zum Haus gehörte auch eine umfangreiche Landwirtschaft. Die wurde von den beiden alten Knechten Jakob und Otto aufrechterhalten. Und wir waren gern gesehene Mithelfer. In diesem halben Jahr bin ich mit allen Sparten der Landwirtschaft in Berührung gekommen, vom Hühnerschlachten und Kühemelken übers Brotbacken bis zur Waldarbeit. Insofern war es eine sehr lehrreiche und kurzweilige Zeit, und es ging uns gut dabei, wir hatten genug zu essen.

Über Heimweh und Traurigkeit half uns die junge Weißrussin Wasja mit ihrer Fröhlichkeit hinweg. Sie war dem Haus als Arbeiterin zugeteilt. (Der Begriff Zwangsarbeit wurde mir erst viel später klar.) Unserer Wasja ging es hier gewiss besser als zu Hause. Aber das Heimweh kam doch immer wieder durch, wenn sie uns russische Lieder vorsang. Sie hat uns auch gleich nach Kriegsende verlassen - nicht ohne Tränen.

Inzwischen füllte sich das Haus weiter mit evakuierten Freiburgern, darunter auch eine meiner Lehrerinnen. Sie unterrichtete uns Kinder im Haus in Musik und - wohl in weiser Voraussicht - in Englisch und Französisch. Sie hat mit uns eine eindrucksvolle Weihnachtsfeier eingeübt und gestaltet - wohl meine schönste Kriegsweihnacht, wenn auch bei spärlichem Gabentisch.

So langsam holte uns der Krieg auch in unserer Idylle ein. Anfang 1945 wurde mein Bruder zur Wehrmacht eingezogen. Sehr weit kam er allerdings nicht, wenige Tage vor Kriegsende erlitt er bei einem Einsatz bei Dornbirn einen Gesichtsdurchschuss von einer Gewehrkugel und landete schwer verletzt im Lazarett. Ich selbst wurde auf dem Weg zum sonntäglichen Besuch meiner Mutter und meiner Schwester in Frickingen auf der Landstraße von tief fliegenden Jagdflugzeugen angegriffen,

die zu jener Zeit auf alles geschossen haben, was sich bewegte. Ich warf mich in ein ausgetrocknetes Bachbett und kam mit dem Schrecken davon.

Wenige Tage später war ich mit einigen Kühen auf einer freiliegenden Weide, als sich Bombenflugzeuge näherten und ihre Fracht über der wenige Kilometer entfernten Stadt Überlingen abladen. Ich hatte mächtig Angst, weniger vor den Bomben, als davor, dass mir über diesem Krachen und Bersten die Kühe davonlaufen würden. Die aber blieben ruhig, als hätten sie sich schon an das Donnern der herannahenden Front gewöhnt

Ja, die Front kam näher, und eines Tages meinte meine Wirtin, ich sollte doch besser mein Hitlerjugendabzeichen von meiner Schildmütze abnehmen. Ich folgte ihrem Rat und vergrub das Abzeichen in einem Beet. Am Morgen des 25. April 1945, es war der Tag des Heiligen Markus, erreichte die Front Lippertsreute. Meine Wirtin wollte in die Frühmesse gehen, kam jedoch aufgeregt zurück und forderte uns auf, sofort in den Brauereikeller zu gehen. Da krachte es auch schon rundum.

Ich holte noch mein Notgepäck - eine kleine Tasche mit wichtigen Habseligkeiten - und rannte über den Hof zum Brauereikeller. Da sausten mir Granatsplitter um die Ohren. Als ich im Keller wohlbehalten eintraf, war der Spuk auch schon vorbei. Bald darauf rollten Panzer und französische Armeefahrzeuge durch das Dorf. Wie sich herausstellte, hatte die abrückende Waffen-SS noch zwei Baumstämme in die Panzersperre am Ortseingang platziert, woraufhin die anrückenden Franzosen Panzergranaten abfeuerten. Einige Häuser wurden getroffen, der Schaden hielt sich aber in Grenzen, Verletzte gab es Gott Dank nicht.

Um den sinnlosen Kampf zu beenden, ging unser Pfarrer, Eugen Walter, den Franzosen mit einer weißen Fahne entgegen und verhinderte so wohl weitere Schäden im Dorf. Die Granathülsen dienten später als Blumenvasen auf dem Altar der Lippertsreuter Kirche. Bemerkung am Rande: Pfarrer Eugen Walter wurde später Pfarrer meiner Heimatgemeinde Heilige Dreifaltigkeit in Freiburg.

Damit war nun der Krieg für uns zu Ende, und die Besatzungszeit begann. Ich könnte nicht sagen, dass ein Aufatmen durch die Bevölkerung ging, zu groß war die Ungewissheit, wie die Besatzer uns behandeln würden. Mich beunruhigte zunächst die Frage, wie meine Mutter und meine Schwester in Frickingen das Kriegsende überstanden hatten, zumal nachts oberhalb des Ortes bei Schloss Heiligenberg ein Gebäude in hellen Flammen stand. Aber in Frickingen verlief der Einmarsch der Franzosen ruhiger.

Unser Haus in Lippertsreute wurde nun vorübergehend als Hauptquartier genutzt, d.h., die meisten Zimmer wurden von Soldaten belegt. Die Bewohner des Hauses mussten sich in wenige verbliebene Räume zurückziehen. Die Franzosen ließen es sich bei uns gut gehen und genossen die Vorzüge der Landwirtschaft. Zu Übergriffen ist es aber meines Wissens nicht gekommen. Das Miteinander mit den Besatzungssoldaten verlief eigentlich weitgehend reibungslos, wenn wir gelegentlich auch zu spüren bekamen, dass sie die Sieger, wir die Besiegten waren.

Obwohl wir unseren Bodensee-Verwandten recht dankbar waren, mit welcher Selbstverständlichkeit sie uns alle aufgenommen und durchgefüttert hatten, gab es für uns nur einen Wunsch: zurück nach Freiburg. Es sollte aber noch Wochen dauern, bis sich eine Fahrgelegenheit auftat: Mit dem Holzvergaser-Fahrzeug der Molkerei konnten wir eine Fahrt nach Freiburg organisieren. Und bepackt mit Lebensmittelvorräten für die ersten Tage machten wir uns am 6. Juni 1945 (bezeichnenderweise genau ein Jahr nach der Invasion der Alliierten) auf den Weg nach Hause.

Was würde uns dort erwarten, stand unser Haus noch, war es bewohnbar? Es war wieder eine Fahrt ins Ungewisse. Das Haus war noch beschädigt wie bei unserer überstürzten Flucht. Wer hätte es auch instandsetzen sollen, und womit? Lediglich das Dach war notdürftig ausgebessert. Als wir dann den Schutt beseitigt und die Fenster mit so genanntem Rollglas abgedichtet hatten, war das Haus wieder einigermaßen bewohnbar, zumindest im Sommer.

Leicht war das alles nicht für uns, es war ja kein Mann im Haus. Mein Vater, mein Schwager, mein Bruder in Gefangenschaft. Mit Lebensmitteln waren wir etwas besser dran als andere. Schon vor dem Luftangriff hatte ich neben der Schule in einem Lebensmittelgeschäft - heute würde man es Tante-Emma-Laden nennen - ausgeholfen. Nach unserer Rückkehr wurde ich dort dankbar wieder aufgenommen, auch zum täglichen Essen. Dort bekam ich auch eine bescheidene Entlohnung, immerhin eigenes Geld, wenngleich damit nicht allzuviel anzufangen war. In diesem Geschäft hatten wir wieder mit Besatzungssoldaten, die bei uns einkauften, zu tun. Damit das reibungslos ging, hatten wir uns ein paar gängige Sätze auf Französisch eingeprägt.

Wenige Wochen nach unserer Rückkehr ergab sich für meine Schwester eine Mitfahrmöglichkeit zu einer Hamstertour an den Bodensee. Auf der Rückfahrt entdeckte sie im Höllental einen verletzten jungen Mann zu Fuß unterwegs in Richtung Freiburg. Es war unser Bruder. Die Überraschung und Freude über den ersten „Heimkehrer“ war riesengroß, wenn für ihn auch noch mancher Krankenhausaufenthalt erforderlich war.

Etwas länger dauerte es, bis der Mann meiner Schwester aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen wurde. Zuletzt kehrte mein Vater heim, erst im Jahr 1946, aus französischer Gefangenschaft. Es hat also lange gedauert, bis alle wieder zu Hause waren. Aber jetzt war der Krieg für uns wirklich zu Ende.

Elmar Steinborn